

Träf und weniger träf : Randnotizen und Lesefrüchte zu Peter von Matts "Deutsch in zwei Gestalten"

Autor(en): **Schwarzenbach, Ruedi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen
Schweiz**

Band (Jahr): **18 (2010)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Träf und weniger träf

Randnotizen und Lesefrüchte zu Peter von Matts

«Deutsch in zwei Gestalten»

Zusammengestellt von Ruedi Schwarzenbach

SMS AUF SCHWEIZERDEUTSCH

«Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.»

Hier knüpft von Matt an die ersten drei Seiten der «Tintenfass»-Version an, auf denen er an den Beispielen von *Spargeln* und *Spargel, Flair* und *Ambiance* von Kämpfen zwischen dem Schweizer Hochdeutsch und dem bundesdeutschen Hochdeutsch berichtet.

So richtig die Feststellung ist, dass in der deutschen Schweiz Hochdeutsch gelesen und geschrieben wird, so fragwürdig ist von Matts Seitenhieb auf die SMS-Verfasser, die ihre Botschaften im Dialekt oder in «irgend einem Gewurstel» eintippen. Sie wählen hier ein Register, das sie in ihrem wohlgeformten Schweizerhochdeutsch sonst nicht finden. Helen Christen, Linguistin an der Universität Freiburg, hat dies in einem Interview so beschrieben:

[von Matt] hat wohl mit einem gewissen Unbehagen festgestellt, dass der Dialekt in neuen Bereichen der Schriftlichkeit Fuss gefasst hat. In der Mündlichkeit war der Dialekt ja schon immer dominant, man hat in der Schweiz nie Hochdeutsch miteinander gesprochen, in keiner sozialen Gruppe. Doch in der informellen Schriftlichkeit hält die Mundart Einzug, sie taucht in E-Mail, SMS oder auf Facebook auf. Benutzer solcher Medien wollen spontan und nahe an der Mündlichkeit sein. Und dafür ist in der Deutschschweiz der Dialekt für sie das geeignete Mittel.

unsere Sprache sei. Die Folge ist eine schleichende Provinzialisierung, die man als solche nicht erkennen will, auf die man sich vielmehr noch etwas einbildet. Hier liegt ein echtes nationales Problem vor, auch wenn es nur für die Deutschschweiz gilt.

Bedenklich ist dabei nicht so sehr das schlechte Benehmen. Mangelnder Anstand bestraft sich ja in der Regel selbst. Bedenklich ist der Rückgang der sprachlichen Beweglichkeit, der Ausdrucksfreude und syntaktischen Eleganz. Der hochdeutsche Wortschatz friert auf dem Volksschulniveau ein. Und die Medien tun nichts dagegen, obwohl sie selbst immer noch ein sehr passables Deutsch schreiben und reden. Sie fürchten sich vor der Volksseele, vor den Leserbriefen, vor den Kitschgefühlen, wonach der Dialekt die Sprache des Herzens sei, das Hochdeutsche aber kalt und fremd.

Dass der Deutschschweizer gleichwohl rasch bereit ist, sich über den Dialekt schon des Nachbarkantons lustig zu machen und bestimmte Mundartfärbungen sogar offen zu verachten, passt da allerdings schon weniger ins Bild. Eine gefühlsmässige Abwertung der Sprache, in der Gottfried Keller und Robert Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt geschrieben haben, ist heute weithin festzustellen. Natürlich führt dabei niemand gerade diese Beispiele an. Sie sind aber mitbetroffen. Würde man auch diese Konsequenz aussprechen, läge der Blödsinn sofort zutage.

«Vom Abwehrkampf der Spargeln gegen den Spargel». Tintenfass Nummer 34.. Zürich 2010, 11-21. Gekürzte Fassung wie im Tages-Anzeiger vom 16. 10. 2010, 33.

Guy Krneta doppelt auf dem Tages-Anzeiger Newsnetz vom 19.10.2010 nach:

Es beschäftigt mich, dass der grösste Teil der mündlichen UND schriftlichen Kommunikation der Jugendlichen in Sprachen erfolgt, die aus unserem Bildungssystem ausgeschlossen sind. Diese Jugendlichen, die mit ihren Handys täglich neue Schreibcodes entwickeln, verfügen nicht über weniger Sprachkompetenz als die Jugendlichen früherer Zeiten, allenfalls über andere.

MUTTERSPRACHE - FREMDSPRACHE

«Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. [...] In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.»

Mit diesem Satz hat von Matt provoziert! Auch Guy Krneta greift ihn auf:

Dass ich den Vorschlag begrüsse (der, wenn ich mich nicht irre, unter anderem von Friedrich Dürrenmatt stammt), Deutsch als Fremdsprache zu begreifen, hat damit zu tun, dass er meiner täglichen Erfahrung entspricht: Ich vollbringe, wenn ich einem Deutschen erzähle, was im Tram gerade geredet wird, eine klassische Übersetzungsleistung. Dem Selbstbewusstsein, das sich darin zeigt, Begriffe, Satzkonstruktionen und Aussprache bedenkenlos aus der Mundart in die sogenannte Standardsprache zu übernehmen, ziehe ich das Bewusstsein für die Differenz der Sprachen vor.

Der Hinweis, dass Friedrich Dürrenmatt die Auffassung vom Hochdeutschen als erster Fremdsprache geteilt habe, trifft so freilich nicht zu. In dessen Essay «Von einem Sprachproblem» (1968) – in diesem Heft auf Seite 28 nachzulesen – taucht der Begriff «Fremdsprache» kein einziges Mal auf. Was Krneta in Erinnerung geblieben ist, könnten Dürrenmatts Sätze über die Muttersprache und die Vatersprache sein:

Der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. [...]

Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt. Ein Sohn sieht seine Mutter mit anderen Augen: oft leuchtet ihre Schönheit nur ihm ein.

Dürrenmatts Bekenntnis zum Dialekt als seiner Muttersprache ist alles andere als «ein Wahn». Er fasst einfach in Worte, was die meisten Deutschschweizer spontan empfinden, und meint den Begriff «Muttersprache» in dessen enger, wörtlichen Bedeutung: als Sprache der Mutter, die die Sprache im Kind weckt und entwickelt.

Von Matt dagegen argumentiert von einem umfassenderen, weiten Begriff der Muttersprache her, der das gesamte Repertoire von Formen oder Varietäten einer Sprache meint. Er rechnet der Muttersprache deshalb auch das Hochdeutsche als «jene Gestalt» des Deutschen zu, «über die der Deutschschweizer mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht».

MIT LUST AN DER SPRACHE ARBEITEN

«Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.»

Das gilt nicht nur für das Hochdeutsche als Hör-, Lese-, Schreib- und Sprechsprache, es gilt auch für die Mundart – im eigenen Denken und Reden und in besonderem Mass für die Mundart am Rednerpult, am Mikrofon und auf der Bühne und für die Mundartliteratur.

UNTER SICH UND UNTER ANDERN

«Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr.»

Helen Christen meint dazu im Interview mit der «Tages-Anzeiger» vom 19.10.2010:

Bei Touristen ist es für mich eine Frage des Anstandes, ins Hochdeutsche zu wechseln. Bei Immigranten benutze ich nach einer gewissen «Inkubationszeit» Mundart. Ich gehe davon aus, dass die meisten sogar froh darüber sein dürften, weil ich sie auf diese Weise nicht länger wie Fremde behandle. Mundart signalisiert auch Zugehörigkeit. Die von Peter von Matt beanstandete Unanständigkeit konnte ich übrigens in einer eigenen Untersuchung gerade nicht feststellen. In einem Freiburger Forschungsprojekt haben wir das Gesprächsverhalten bei Polizeinotrufen untersucht und festgestellt, dass sich die Polizisten der Sprache des Anrufers anpassen.

Johannes Wyss, Präsident des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache, schreibt zur Kommunikation mit den deutschen Einwanderern:

Es gibt Deutsche, die uns Schweizer nach dem ersten Satz in schweizerischem Hochdeutsch höflich darauf hinweisen, dass sie schon Schweizerdeutsch verstünden und wir durchaus Dialekt sprechen könnten. Kann es sein, dass die deutschen Zuwanderer sich vielleicht gar willkommener und eher dazugehörig fühlen, wenn wir sie auf Schweizerdeutsch ansprechen? Auf eines müssen wir aber achten: Die schweizerischen Besonderheiten unseres Hochdeutschen – also Morgenessen für Frühstück oder Trottoir für Bürgersteig – dürfen mit der Zuwanderung nicht verloren gehen. Das wäre ein Verlust an sprachlicher Identität. [Tages-Anzeiger vom 19.10.2010]

IN SEINEM WINKEL ZU HAUSE

«Als feste Grösse gibt es den deutschschweizerischen Dialekt gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden.»

Sieht von Matt im Dialekt phonetische Willkür, Formen- und Wörtergewimmel, wenn er von einer «ungeheuren, durcheinander wogenden sprachlichen Wolkenmasse» spricht und eine Unzahl von Bezeichnungen für die «Ameise» aufreißt? Thomas Widmer versteht ihn so und hält ihm den *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* entgegen:

Zufällig ist just dieser Tage ein *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz* erschienen. Man findet in ihm auch eine Karte zur Verbreitung der «Ameise»-Bezeichnungen. Sie zeigt an solchen Verbreitungsbildern, dass der Dialekt Kontur, Textur, Struktur hat. Er weist im feingekammerten Helvetien jedem Sprecher seinen Ort zu. Er gibt uns allen eine Geschichte. Er macht den Schweizer, die Schweizerin lesbar. Die Atlas-Autoren relativieren im Vorwort auch das oft gehörte Verdikt, die Schweizer Dialekte verflachten zum Nichts hin. Die Deutschschweizer seien zu bewusste Nutzer, um das zuzulassen, wird argumentiert: Nach wie vor sei ihnen daran gelegen, ihre «Herkunft sprachlich auszudrücken», weswegen sie bei aller Mobilität an mundartlichen Gepflogenheit hartnäckig festhielten. Mit anderen Worten: Der Berner, der Basler, der Urner wollen lokalisierbar sein. Am Dialekt hängt alles andere: Historie, Brauchtum, Kultur, Sagen, Mythen – das ganze Selbstbild. [Tages-Anzeiger vom 20.10.2010]

Widmer wie von Matt kommen zum selben Schluss. dass nämlich «jeder Deutschschweizer seinen Winkel findet, in dem er besonders zu Hause ist».